

MUSEION 2000

KULTURMAGAZIN GLAUBE, WISSEN, KUNST IN GESCHICHTE UND GEGENWART

Hominidenforschung

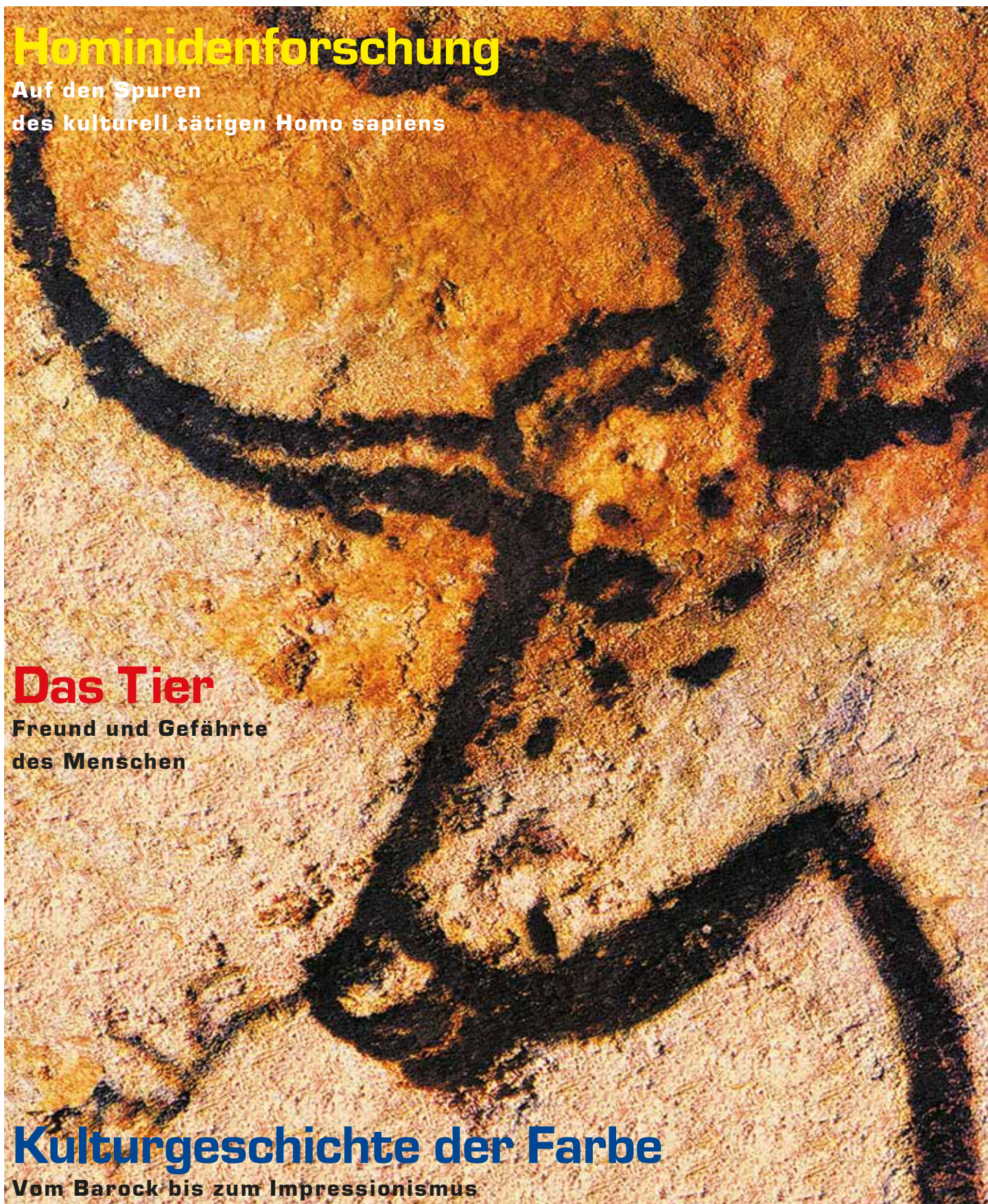
Auf den Spuren
des kulturell tätigen Homo sapiens

Das Tier

Freund und Gefährte
des Menschen

Kulturgeschichte der Farbe

Vom Barock bis zum Impressionismus



Das Tier

Freund und

Gefährte des

Menschen





Tiere bedeuten sehr vielen Menschen eine grosse Freude und Bereicherung. Es ist eine beglückende Erfahrung, zu einem Tier eine Beziehung aufzubauen und seine individuelle Persönlichkeit, seine Gefühlswelt und seine Anhänglichkeit erleben zu dürfen.

Seit mehr als 20 Jahren wird die Mensch-Tier-Beziehung wissenschaftlich erforscht. Verschiedene Fachrichtungen gehen den positiven Wirkungen dieses Verhältnisses nach und zeigen, in welcher vielfältiger Weise der Umgang mit Tieren dem Menschen gut tun kann.

Eine lange gemeinsame Geschichte

Geschichte und Schicksal von Mensch und Tier sind eng miteinander verwoben. Tiere spielten im Leben des Menschen seit Anbeginn eine zentrale Rolle. Sie bedeuteten nicht nur Gefahr, Nahrungskonkurrenz und Nahrungsquelle, sondern sie übten schon früh auch eine besondere Anziehungskraft auf ihn aus. Zu den ersten Zeugnissen dieser Faszination gehören die Tierzeichnungen in der Chauvet-Höhle oder in den Höhlen von Lascaux und Altamira aus der Zeit vor 15000 bis 30000 Jahren. Die Bilder weisen auf Künstler, die von der Schönheit und Kraft ihrer Modelle zutiefst beeindruckt waren (vgl. vorhergehenden Artikel »Homo sapiens sapiens«, S. 8 und 11).

Bereits in der traditionellen Jäger-und-Sammler-Kultur der späten Altsteinzeit kam es zu einer Revolution im Verhältnis zum Tier: zur Domestikation von Wildtieren. Aufgrund archäologischer Belege wird angenommen, dass die erste Spezies, die den Weg vom wildlebenden zum gezähmten Haustier beschritt, der Wolf war. Dies legen Fossilien nahe, die bis 14000 Jahre alt sind. Danach, zur Zeit der Entwicklung von Ackerbau und Landwirtschaft vor ungefähr 10000 Jahren im Nahen Osten, sind auch Nachweise für Schafe und Ziegen vorhanden, die auf Domestikation hindeuten. Vor rund 8000 Jahren wurden im südwestlichen Asien und in Griechenland bereits Schweine und Rinder gehalten. In unterschiedlichen Gegenden folgten Pferde, Esel, Kamele, Wasserbüffel und Hausgeflügel. Vor etwa 3000 bis 4000 Jahren lebten im alten Ägypten domestizierte Katzen; ein neuer archäologischer Fund in Zypern legt allerdings nahe, dass der Mensch Katzen bereits früher zu domestizieren begonnen hatte.

Im Laufe der Jahrtausende hat die Mensch-Tier-Beziehung eine gewaltige Entwicklung erfahren. Vertreter verschiedener höher entwickelter Tierarten sind zu engen Gefährten des Menschen geworden, denen personale Qualitäten

zugeworfen werden. Es sind insbesondere Tiere, die nicht mehr aus materieller Nutzenerwägung gehalten werden, sondern die heute als geliebte Familienmitglieder Wohnung und Leben mit dem Menschen teilen. Diese spezielle Gefährtenschaft möchten wir in diesem Artikel näher beleuchten.

Erklärungen für die Liebe zum Tier

Das Zusammensein mit einem Tier gehört für sehr viele Menschen zu den grossen Herzensfreuden ihres Lebens. In der Schweiz wohnen heute in über 40% der Haushalte Heimtiere, hauptsächlich Katzen, Hunde, Nager, Ziervögel, Fische und Reptilien. Was ist es, was uns Menschen in der Begegnung mit dem Tier so anspricht? Warum bedeutet es uns so viel, mit einem Hund oder einer Katze zusammenzuleben?

Mit diesen Fragen beschäftigt sich seit ungefähr 20 Jahren ein neuer Zweig der Forschung. Sowohl in der Biologie, der Verhaltensforschung, der Tier- und Humanmedizin, der Psychiatrie und Psychologie als auch in der Soziologie und Pädagogik widmet man sich der Mensch-Tier-Beziehung und geht den Grundlagen und Auswirkungen dieses Verhältnisses nach.

Der Soziobiologe *Edward O. Wilson* umschrieb 1984 die offenkundige Zuneigung des Menschen zur Kreatur mit dem Begriff *Biophilie* (von gr. *bíos* = Leben und *phileín* = lieben). Wilson nimmt an, diese Affinität zu Leben und lebensähnlichen Prozessen sei möglicherweise bei allen Menschen und sogar auch bei Tieren biologisch fundiert und angeboren.

Im Gegensatz zu dieser evolutionsbiologischen Hypothese lautet eine andere Erklärung dahingehend, dass die Liebe zum Lebendigen nicht im Biologisch-Körperlichen wurzelt, sondern vom *Wesen des Lebendigen* herrührt: Anders als die tote, unbelebte Materie besitzt alles Beseelte aufgrund des Lebendigen eine besondere Ausstrahlung, die auf andere Lebewesen eine Anziehungskraft ausübt. Es ist demnach

das *Lebendige* eines Lebewesens, das ein anderes Geschöpf anzusprechen und zu berühren vermag.

Weitere Antworten auf die Frage nach der Liebe des Menschen zum Tier bietet die Psychologie. Sie sieht einen Hauptgrund, weshalb Menschen sich zu Tieren hingezogen fühlen, im Umstand, dass Tiere eine Tür zur Welt der Gefühle und der Authentizität zu öffnen vermögen. Die Welt der Tiere ist eine Welt der Ursprünglichkeit, Spontaneität und Ehrlichkeit. Ein Tier ist immer authentisch, es sendet keine doppelten Botschaften: Ein Hund knurrt, wenn es ihm nicht behagt, er wedelt mit dem Schwanz, wenn er sich tatsächlich freut – dies sind eindeutige Signale, die nie aufgesetzt oder gespielt sind. Ein Tier beurteilt einen Menschen nicht nach den üblichen materiellen Kategorien; es bleibt von Äusserlichkeiten unbeeindruckt: Für einen Hund oder eine Katze zählt es nicht, ob sein Herr oder ihre Herrin angesehen ist oder nicht, ob reich oder arm, schön oder hässlich, ob gesund oder gebrechlich. Sie hängen an ihrem Meister, auch wenn dieser ein ungebildeter, alter Bettler ist; sie nehmen ihn so, wie er ist, und bemängeln und verurteilen ihn nicht. Im Zusammensein mit dem Tier muss man sich nicht verstellen, muss keine Rolle spielen, man darf seine Gefühle zeigen, darf traurig oder zärtlich sein, ohne sich dafür schämen zu müssen, ohne befürchten zu müssen, verspottet oder kritisiert zu werden. Tiere vermitteln auch das wohlthuende Gefühl, gebraucht zu werden, geliebt und wertvoll zu sein.

In Umfragen werden unterschiedliche Gründe genannt, weshalb Heimtierbesitzer so gern mit ihrem Tier zusammen sind. Ganz offensichtlich ist diese Liebe etwas sehr Individuelles, und in der Regel sind es auch viele Aspekte, die die Zuneigung begründen. Dies zeigt die folgende Aussage eines 72-jährigen Mannes:

»Ich erlebe unsere Katze als Familienmitglied. Es ist eine (Katzen-)Persönlichkeit, an der ich mich nicht satt sehen kann. Ich schaue ihr in die Augen, wir verstehen uns. Ich bewundere jede Faser

Tiere besitzen viele Eigenschaften, die uns Menschen beeindrucken. Eine davon ist ihre Gleichgültigkeit gegenüber Äusserlichkeiten. Einem Tier spielt es keine Rolle, welche Stellung sein Meister oder seine Meisterin in der Gesellschaft einnimmt; es hängt an seinem menschlichen Gefährten – unabhängig davon, ob dieser angesehen ist oder nicht, ob er reich oder arm, gesund oder krank ist.

Alter Mann mit seinem Hund, Jaipur, Indien
Queen Mother mit dem Maskottchen der Irish Guards anlässlich der Feier zum St. Patrick's Day, 17. März 1997



ihres Körpers – und erst die Gesamtheit ihrer Erscheinung! So graziös, lustig, beweglich, dann wieder mich lehrend, wie man sich unendlich gelöst entspannen kann. Ich fühle mich nie allein mit ihr, häufig geniesst sie es, bei mir auf dem Arbeitspult zu liegen. Ihre Schönheit, Anmut, Schalkhaftigkeit, ihr Witz und Spieltrieb, ihre Schmuseigenschaft mit anschließender Demonstration ihrer Selbständigkeit, ihrer Unkäufligkeit – all dies zusammen bedeutet für mich ganz einfach Glück.«

Keine einseitige Beziehung – das Tier liebt auch

Die Beziehung zwischen Mensch und Tier ist keine einseitige. Höher entwickelte Tiere fühlen sich in einer offenkundigen



Weise ihrerseits zum Menschen hingezogen. Jeder Heimtierbesitzer weiss aus Erfahrung, wie sehr sich ein Tier an seinen menschlichen Freund binden und auch Anhänglichkeit zum Ausdruck bringen kann. Am bekanntesten ist dies beim Hund. Als hochentwickeltes Rudeltier neigt er gewissermassen bereits von seinem Wesen her dazu, sich einem Herrn oder einer Herrin anzuschliessen und treu zur Seite zu bleiben. Die meisten Hunde bedürfen dieses engen Kontakts zum Menschen, um psychisch und körperlich gesund zu bleiben.

Aber nicht nur Hunde, sondern auch andere Tiere können eine ausgeprägte Bindung zum Menschen eingehen. Der Verhaltensforscher Paul Leyhausen stellte bereits 1955 fest, dass beispielsweise Katzen eine Beziehung zum Menschen aufbauen können, die an Intensität und Ausdruckskraft bei weitem das übertrifft, was unter Artgenossen möglich ist. Leyhausen

schrrieb aufgrund seiner mehrjährigen Verhaltensstudien über diese Beobachtung:

»Alle meine gekäfigten Katzen, gleich ob einzeln oder zu mehreren gehalten, begrüsst stets zuerst mich beziehungsweise den Pfleger, ehe sie sich dem mitgebrachten Futter zuwandten. Liess man sie dann aus Versuchsgründen einmal ein oder zwei Tage hungern, so war doch das Erste bei der nächsten Fütterung nicht die Nahrungsaufnahme, sondern ein wahrer Begrüssungsturm mit hochgehobenem Schwanz, Köpfcengeben, wobei sich die Tiere oft im Leeren einer 'imaginären' Streichelhand entgegen auf die Hinterbeine hoben ..., und intensivem Flankenreiben an den Beinen des Pflegers. Erst danach wandten sie sich dem Futter zu, nahmen oft nur hastig ein paar Bissen, um dann wieder erst einige Zärtlichkeiten auszutauschen. Zu mehreren gehaltene Katzen können dieses soziale Bedürfnis nicht aneinander abreagieren, der Artgenosse ist hierzu



Im Verhältnis zum Tier ist es besonders berührend zu erleben, wenn das Tier unsere Zuneigung erwidert. Nicht nur Heimtiere, sondern auch Wildtiere sind in der Lage, mit dem Menschen zu kommunizieren und eine Beziehung aufzubauen.

Knabe mit neugierigen Gänsen
Mann mit seinem von Hand aufgezogenen Rehkitz
Zwiegespräch mit Kätzchen
Begrüßung am Strand von Monkey Mia, Australien



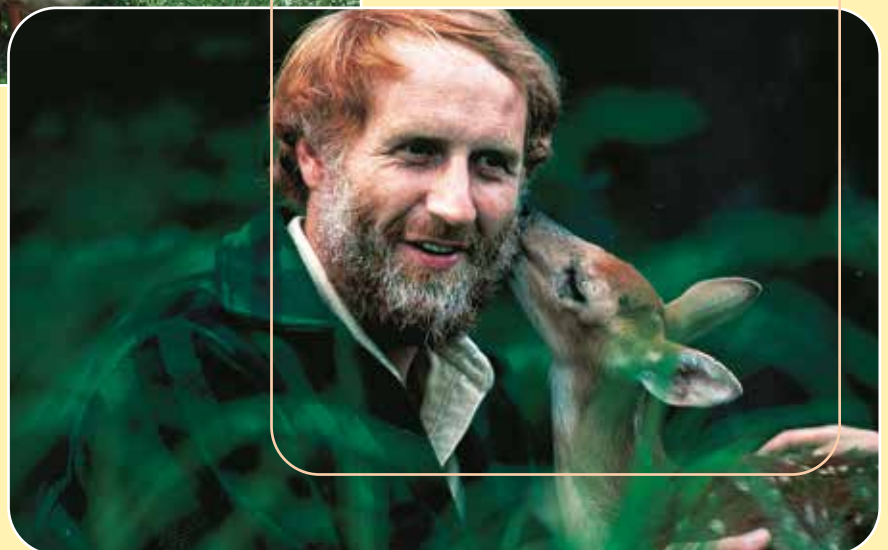
nicht einmal als Ersatzobjekt tauglich. Auch in üblicher Weise frei gehaltene Katzen bedürfen zweifellos dieses Kontakts mit dem Menschen ... So ist zwischen Menschen und solitären Katzenarten eine echte und dauernde Freundschaft möglich, wie sie bei Katzen unter sich nie vorkommt.»

Die Fähigkeit hochentwickelter Tiere, sich auf den menschlichen Gefährten einzustellen, sich ihm anzupassen und mit ihm zu kommunizieren, ist ein entscheidender Grund, weshalb Menschen so gerne ein Tier bei sich haben. Viele Heimtierbesitzer erleben ihre Tiere als wirkliche Kameraden, die empfindsam sind und am Leben des Menschen Anteil nehmen. Von dieser Fähigkeit zeugt die folgende Schilderung einer 65-jährigen Frau:

»Als unser Kätzchen im 17. Lebensjahr verstarb, wurde uns erst so richtig bewusst, was uns all die Jahre mit diesem rührenden, liebenswerten Hausgenossen geschenkt war. Wie leer und glanzlos schienen uns nun Haus und Garten ohne sein Dasein. Das Tier hatte unser Leben bereichert und verschönt, es gab uns seine Zuneigung.

Nach der drollig turbulenten Katzenkinder- und -jugendzeit wurde es zu einer zwar eigenwilligen, aber dennoch anschniegenden und liebenswürdigen, originellen Katzenpersönlichkeit. Sie nahm nun wahrhaft Anteil an unserem Leben! Da gab es unsererseits kein Weggehen vom Haus, ohne dass sie dies missmutig oder traurig zur Kenntnis nahm, kein Heimkehren, wo sie nicht schon am Gartentor wartete und uns freudig begrüßte und Liebkosungen einforderte und selber gab. Setzten wir uns irgendwo im Garten oder im Haus hin, genoss sie, zufrieden schnurrend, dabei zu sein. Hörten wir dazu noch ruhige klassische Musik,

war ihr Behagen grenzenlos. Mit geschlossenen Augen und mit einem Lächeln auf dem Gesicht (ja – Katzen können lächeln!) lag oder sass sie jeweils entspannt bei uns – am liebsten auf dem Tisch, an dem wir lasen oder eine Schreiarbeit verrichteten. Besonders erwähnen möchte ich noch die erstaunliche Feinfühligkeit des Tieres. In Tagen von Trauer und Trübsal vermochte es die Stimmung unfehlbar aufzunehmen. Mit besonders innigem Augenkontakt und zarten Liebkosungen zeigte es, dass es verstand und trösten wollte. Das Seltsame dabei ist, dass solche Tierzuwendung nie unangebracht ist. Wir Menschen tun uns mit dem





Trösten schwerer. Vielleicht rührt dies daher, dass das Tier in solchem Moment alles gibt, was es in seiner Begrenztheit in solcher Situation zu bieten hat.«

Diese Fähigkeit zur Anteilnahme am Leben des Menschen ist etwas, das Heimtierbesitzer besonders rührt. Die Wissenschaft spricht in diesem Zusammenhang von *Du-Evidenz*. Der Begriff bezeichnet die Tatsache, dass Menschen und höher entwickelte Tiere in der Lage sind, einander als Gefährten zu erkennen, und so der Aufbau einer gegenseitigen Beziehung möglich ist. *Du-Evidenz* bedeutet die Einsicht beziehungsweise das intuitive Erahnen einer inneren Verbundenheit und Verwandtschaft.

Bemerkenswerterweise sind es nicht nur domestizierte Tiere, sondern auch gewisse Wildtiere, die ein Interesse am Menschen bekunden und von sich aus den Kontakt zu ihm aufnehmen können. Dies kennt man beispielsweise von Delfinen. Es gibt zahlreiche Berichte über diese freilebenden Meeressäuger, die in die Nähe des Strandes kommen und offensichtlich Spass daran haben, mit Menschen zu schwimmen und zu spielen. Solche Begegnungen mit Wildtieren, die freiwillig unsere Nähe suchen und uns Aufmerksamkeit und Zuneigung schenken, gehören wohl zum Eindrücklichsten, was wir in der Natur erleben dürfen. Von einer solch berührenden Begegnung berichtet die französische Journalistin

und Dokumentarfilmerin *Pascale Noa Bercovitch*, die in jungen Jahren nach einem fürchterlichen Unfall im Krankenhaus lag:

»Es war im Dezember 1984. Draussen schneite es. Mein Blick auf die Aussenwelt beschränkte sich auf ein viel zu hohes Fenster mit dicken Scheiben, die teilweise vereist waren. Ich sah nur Eiszapfen, die wie Zauberstäbe funkelten, und ein verschneites Fensterbrett aus Beton. Ich war oft allein, weil ich die 'wunderbare Begabung' besass, die Krankenschwestern zur Verzweiflung zu treiben. Ich konnte mir jenseits meiner Auflehnung gegen das Schicksal einfach keinen Austausch mit anderen Menschen vorstellen.

Seit allzu vielen Wochen schon ans Bett gefesselt, in einem leeren, fast vollkommen weissen Krankenzimmer, war der Vogel mit den bunten Federn meine einzige Zerstreuung. Eines Nachmittags hatte ich in meinem Bett seinen Gesang gehört, der durch das grosse Fenster drang. Ein kleiner, in sein dichtes Gefieder eingemummelter Vogel sah mich von draussen an. Er hatte einen leuchtenden orangeroten Hals und einen kleinen Rotschopf. Jetzt sang er nicht mehr, beobachtete mich aber weiterhin durch das Eis der Fensterscheibe hindurch. Zuerst fand ich an dieser Erscheinung nichts Seltsames. Ohnehin kam mir alles, was seit einigen Wochen geschah, wie Science-Fiction vor: Ich lebte in Frankreich, war gerade siebzehn Jahre alt und bereitete mich auf mein Abitur vor. In diesem

Winter, der den Kälterekord des Jahrzehnts erreichte, war ich eines Tages auf dem Weg in die Schule auf dem Bahnsteig auf einer vereisten Pflanze ausgerutscht. Der Luftzug hatte mich unter einen Eisenbahnwaggon gerissen. Mein ganzer Körper war von dem Monster-Zug eingesogen worden. Der Alarm brachte ihn fünfzig Meter weiter zum Stehen, ich lag zwischen den Gleisen und hatte keine Beine mehr. Meine ein Meter fünf- undsechzig waren durch die Wucht des Zuges auf genau einen Meter reduziert worden. Meine Grösse entspricht seitdem genau der Breite der Schienen. Französische Norm.

Am nächsten Tag erwartete ich den Vogel wie eine unwahrscheinliche Verheissung. Er kam, blieb und sah mich durch das Fenster hindurch an. Er pickte nicht die alten Krümel auf, die ein Patient hingestrent hatte, der beweglicher war als ich. Er wollte nicht die Wärme, er kam, um mich zu besuchen. Am dritten Tag rührte mich diese Erkenntnis zutiefst, und ich riss die Augen auf, um nichts von diesem Wunder zu verpassen. Jeden Morgen erschien er, bis zum siebenten Tag, an dem ich auf eine andere Station verlegt wurde. Ich habe mich oft gefragt, ob er weiterhin auf mich wartete.«

Kinder und Tiere: tiergestützte Pädagogik

Die positiven Wirkungen der Mensch-Tier-Beziehung werden heute in verschiedenen Fachgebieten untersucht und dokumentiert. Eines dieser Gebiete ist die Pädagogik. Kinder und Tiere – dies ist seit je ein besonderes, inniges Gespann. Wie Studien belegen, wünscht sich jedes Kind irgendwann einmal ein eigenes Haustier. Eltern kennen diesen Wunsch, und viele geben ihm auch gerne statt, sofern es die Umstände erlauben. Ein Tier bedeutet für ein Kind nicht nur Spielkamerad, Gesprächspartner, Trost oder Geschwisterersatz, es kann ihm auch Erzieher und Lehrer sein. Der Umgang mit einem Tier kann dem Kind helfen, sich verschiedene soziale Kompetenzen wie Einfühlbarkeit, Fürsorglichkeit, Verantwortungsbewusstsein oder Rücksichtnahme

anzueignen. Viele Pädagogen – so beispielsweise bereits der deutsche *Friedrich Fröbel* (1782–1852) – äussern die Meinung, ein Tier erziehe zu Humanität und Barmherzigkeit.

Hierzu ist eine Anmerkung notwendig beziehungsweise eine Präzisierung zu machen: Ein Kind braucht nicht unbedingt ein Tier, um Sozialkompetenz und Menschlichkeit zu lernen. Am bedeutsamsten wirkt in dieser Beziehung nach wie vor das Vorbild der Eltern, der Umgang mit Geschwistern und Kameraden – also das Verhältnis zum Mitmenschen. Ganz abgesehen davon: Die Zuneigung zu Tieren beinhaltet nicht zwangsläufig auch Humanität. Dies belegen die Fälle fanatischer, unvernünftiger Tierliebe, wo Tiere im Wert über den Menschen gestellt werden. Oder man denke an das Beispiel jener KZ-Schergen, die ihre Hunde liebten, derweil sie Kinder, Frauen und Männer in den Tod schickten. In Anbetracht solcher Erfahrungen darf die Wirkung von Tieren nicht überbetont oder verallgemeinert werden. Was jedoch gesagt werden kann und darf, ist, dass der Umgang mit Tieren die Entwicklung von Kindern, vor allem von Einzelkindern, in vielerlei Hinsicht positiv beeinflussen kann.

Tiere geben mit ihrem Verhalten einfache, aber doch sehr bedeutungsvolle und bewährte Orientierungshilfen. Sie zeigen, dass man es nicht zwingen, nicht vergewaltigen darf. Das Tier wehrt oder verweigert sich, wenn es schlecht behandelt wird. *Erhard Olbrich*, Professor für Psychologie und Dozent

der berufsbegleitenden Weiterbildung »Tiergestützte Pädagogik/Therapie« am Institut für soziales Lernen mit Tieren in Wedemark bei Hannover, erklärt:

»Im Zusammenleben mit einem Tier kann ein Kind auch lernen, wie es mit Begrenzungen umgeht, wenn es beispielsweise mit Enttäuschung feststellt, dass ihm das Tier nicht gehorcht. Kinder lernen, dass sie Geduld brauchen, dass zorniges Schimpfen das Lernen des Tieres eher behindert als fördert. Sie erfahren wahrscheinlich auch, dass Ausdauer am Ende den erwünschten Erfolg bringt. Auf eine einfache und sehr natürliche Art können Kinder in der Interaktion mit Tieren verspüren, dass sie über Kompetenzen verfügen, dass diese Kompetenzen aber auch ihre Grenzen haben.«

Der Umgang mit Tieren kann einem Kind auch helfen, authentisch zu werden; denn Tiere sind selber »stimmig« und durch kein Rollenkostüm geprägt. Auf welcher vielfältigen Weise ein Tier die Welt des Kindes bereichern kann, berichtet

die bereits zitierte *Bercovitch* aus eigener Erfahrung:

»Bei mir übernahmen die Katzen einen nicht zu verachtenden Teil der Erziehung. Sie lehrten mich Zärtlichkeit und Liebkosungen, das Spiel um des Spiels willen und die Einsicht, dass es nichts Besseres auf der Welt gibt als einen Korken, der an einer Schnur hängt. Sie haben mich den Respekt vor einem anderen Lebewesen und strenge Grenzen gelehrt, denn man fängt sich schnell einen Tatzenhieb ein, wenn man an den Ohren eines Kätzchens zieht ... Noire offenbarte mir den Zauber des Lebens, als sie im Kleiderschrank vier winzige Junge zur Welt brachte. Grisou lehrte mich Tod und Trauer, als er überfahren auf der Hauptstrasse gefunden wurde.«

Ein Hund im Klassenzimmer

Die pädagogische Wirkung von Tieren wird heute immer öfter auch in Kindergärten und Schulen zunutze gemacht. In vielen Klassenzimmern steht neben Wandtafel und Hellraumprojektor auch ein Aquarium, ein Terrarium oder ein Käfig mit kleinen Nagern, was den Schülern eine unmittelbare Begegnung mit Tieren ermöglichen und ihnen deren Wesen und Leben näher bringen soll.

Ein pädagogisches Projekt besonderer Art ist der Versuch »Hund im Klassenzimmer«. Ein solches Experiment entstand vor ein paar Jahren, und zwar eher zufälligerweise: *Bernd Retzlaff*, Mathematiklehrer an der Grund- und Hauptschule im badischen Sulzburg, erhielt 1999 eine neue Klasse zugeteilt, die gemäss seiner eigenen Aussage »völlig verlottert« war. Es herrschte ein hohes Gewaltpotenzial; Prügeleien, Diebstähle, Rüpeleien und Beschädigungen von Mobiliar und anderen Sachgegenständen waren an der Tagesordnung. Den Beginn einer



Besserung der Zustände setzte folgende Begebenheit: Retzlaff nahm an freiwilligen Arbeitsnachmittagen, in denen die Schüler gemeinsam das Klassenzimmer strichen, seine Labradorhündin *Jule* mit in die Schule. Die Anwesenheit des Hundes sorgte unter den Jugendlichen für so viel Spass und gute Laune, dass sie den Lehrer fragten, ob er *Jule* nicht immer mit in den Unterricht bringen könne. Retzlaff gefiel die Idee, und nach Absprache mit seinen Kollegen und mit den Eltern der Schüler durften *Jule* und ihre Kameradin *Nina* – ebenfalls eine Labradorhündin – jeden Tag mit in die Schule. Die Wirkung auf die Jugendlichen war laut Retzlaff frappant: Nach über zwei Jahren täglichen Umgangs mit den Hunden war seine 9. Klasse kaum mehr wiederzuerkennen. Die

Stimmung war fröhlicher, der Geräuschpegel geringer, und Gewalttätigkeiten oder verbale Rüpeleien gab es kaum mehr. Freilich – dies gilt es zu betonen – liegt der Grund für diese Veränderungen nicht allein in der Gegenwart der Hunde. Entscheidendes trug der Lehrer bei: Er sagt von sich, er sei kein »Softie-Pädagoge«, sondern er lege Wert auf die Beachtung von Grundregeln, deren Verstöße er auch konsequent ahnde. Trotzdem haben die Hunde den Jugendlichen in ganz unterschiedlicher Weise gut getan. Retzlaff berichtet unter anderem von einem 15-jährigen Schüler aus dem Kosovo, einem aufgeschossenen, breitschultrigen Jungen mit Machoallüren, der seine Unsicherheit jeweils mit aggressivem Verhalten überspielt hatte. Als die Hunde im

Klassenzimmer waren, lag er oft auf dem Boden und schmuste mit ihnen. Retzlaff:

»Plötzlich konnte er sich zärtlich und einfühlsam geben, ohne Angst, er würde deshalb ausgelacht.«

Ein muslimisches Mädchen überwand dank *Jule* und *Nina* seine panische Angst vor Hunden, und ein anderer Schüler, der bei Mathematikprüfungen jeweils »regelrecht zitterte«, konnte sich beruhigen, sobald ein Hund zu seinen Füßen lag.

Die positiven Effekte, die Retzlaff bei seinen Schülern beobachtete, wurden darauf in einer Studie, diesmal bei jüngeren Kindern, wissenschaftlich nachgewiesen. Die Zoologin *Brita Ortzbauer* und Kurt *Kotrschal*, Professor für Zoologie an der Universität Wien und Leiter der Konrad-Lorenz-Forschungsstelle für Ethologie (Verhaltensforschung), untersuchten in einer Wiener Volksschulklasse mit hohem Immigrantanteil die Kurzzeiteinflüsse von Hunden auf das Sozialverhalten der sechsjährigen Kinder. Begleitet wurde das Projekt von *Gisela Guttman*, Professor für Psychologie an der Universität Wien. Eine Videokamera in einer Ecke der Klasse filmte ein Semester lang, dreimal pro Woche je eine Stunde, die Unterrichtssituationen sowohl mit als auch ohne den Hund, den die Lehrerin, eine begeisterte Hundetrainerin und Tierfreundin, in die Schule mitbrachte. Die positiven Ergebnisse des Projekts fassen die Forscher folgendermassen zusammen:

»Trotz anfänglicher Skepsis einiger Schüler dem Hund gegenüber waren sich alle mit der Lehrerin darin einig, die Schule mit ihm lieber zu besuchen als ohne Hund. Womit eines der wichtigsten Ergebnisse gleich vorweggenommen ist.

Eine einheitliche Wirkung des Hundes auf den Schüler gab es nicht; die Beziehungen zum Hund gestalteten sich vielmehr sehr individuell und hatten unterschiedliche Auswirkungen auf das Verhalten einzelner Schüler. Einige beschäftigten sich sehr viel mit

Ein Haustier kann für Kinder sehr viel bedeuten: wunderbarer Spielgefährte, geduldiger Gesprächspartner, Trostspender. Es kann ihnen auch Lehrer und Erzieher sein; im Umgang mit dem Tier übt sich das Kind in Verantwortung, Fürsorge und Rücksichtnahme.

Wie Studien zeigen, ist die Liebe zum Tier weitgehend 'ansozialisiert'. Wer mit Tieren aufwuchs, der bewahrt sich in der Regel seine Neigung zum Tier auch im Erwachsenenalter.

Badespass mit Pferd
Kleine Geschichtenerzählerin
Glückseligkeit mit einem Lamm



dem Hund, andere beschränkten sich auf Beobachten, und wieder andere waren offenbar kaum interessiert. [...] In Anwesenheit des Hundes verbrachten die Kinder zwar weniger Zeit auf ihrem Platz und beschäftigten sich weniger alleine, hatten aber mehr positive Sozialkontakte untereinander (nicht nur mit und über den Hund) als vorher. Deutlich wurde auch die Lehrerin mehr beachtet, was nicht nur dem Unterricht nützte, sondern auch eine grosse Unterstützung für die Schlichtung von Streitigkeiten bedeutete. Die Kinder achteten offenbar die Lehrerin als Herrin des Hundes höher als zuvor und hatten auch gelernt, das empfindliche Gehör des Tieres nicht durch lautes Schreien zu belasten. Sie verhielten sich ruhiger, es kam zu einer starken Abnahme aggressiver Auseinandersetzungen.

Die Anwesenheit des Hundes wirkte sich zwar auf Knaben und Mädchen ähnlich aus, die stärksten Effekte waren allerdings bei einer Hand voll verhaltensauffälliger, lauter, bewegungsaktiver Selbstdarsteller unter den Knaben und auch bei dem einen oder anderen Mädchen mit ähnlichen Neigungen zu bemerken. Die Hunde beeinflussten also genau jene Schüler positiv, welche gewöhnlich für ihre Klassenkameraden das Lernen, für die Lehrer das Unterrichten schwierig machen.

Die Ergebnisse dieser Studie entsprechen dem Eindruck, den die betroffene Lehrerin selber hatte, und entsprechen im Wesentlichen den Resultaten der Untersuchungen der Psychologen um Prof. Guttman. Die Wirkung des Hundes war so segensreich, dass es tatsächlich überlegenswert wäre, Hunde unter bestimmten Bedingungen routinemässig im Unterricht einzusetzen. Natürlich wird es auch in Zukunft nicht möglich sein, jeder Klasse einen Hund zur Seite zu stellen. Nicht alle Unterrichtenden haben die notwendige Beziehung zu Hunden, und nicht jeder Flocki eignet sich. Aber wenn es zusammentrifft, dass die Lehrpersonen einer schwierigen Klasse nicht nur über einen geeigneten Hund (mit Therapiehundprüfung), sondern auch über das erforderliche Können im Umgang mit diesem verfügen, wäre die Schulbehörde gut beraten, solche Einsätze in Zukunft zu gestatten. Mehr noch: Lehrern, die in schwierigen Situationen



Was jeder Heimtierhalter im täglichen Umgang mit seinem Tier intuitiv spürt, wird durch verschiedene internationale Forschungsergebnisse belegt: Heimtiere haben einen positiven Effekt auf die Psyche und die körperliche Gesundheit des Menschen. Der Anblick und das Streicheln eines Tieres hat eine beruhigende, stressabbauende Wirkung; es wirkt blutdrucksenkend und kreislaufstabilisierend. Das Zusammenleben mit einem Tier entfacht Lebensfreude und fördert das seelische Gleichgewicht.

eingesetzt sind (verhaltensauffällige Schüler, Integrationsklassen usw.), sollte die Möglichkeit gegeben werden, Hunde als pädagogische Partner einzusetzen.«

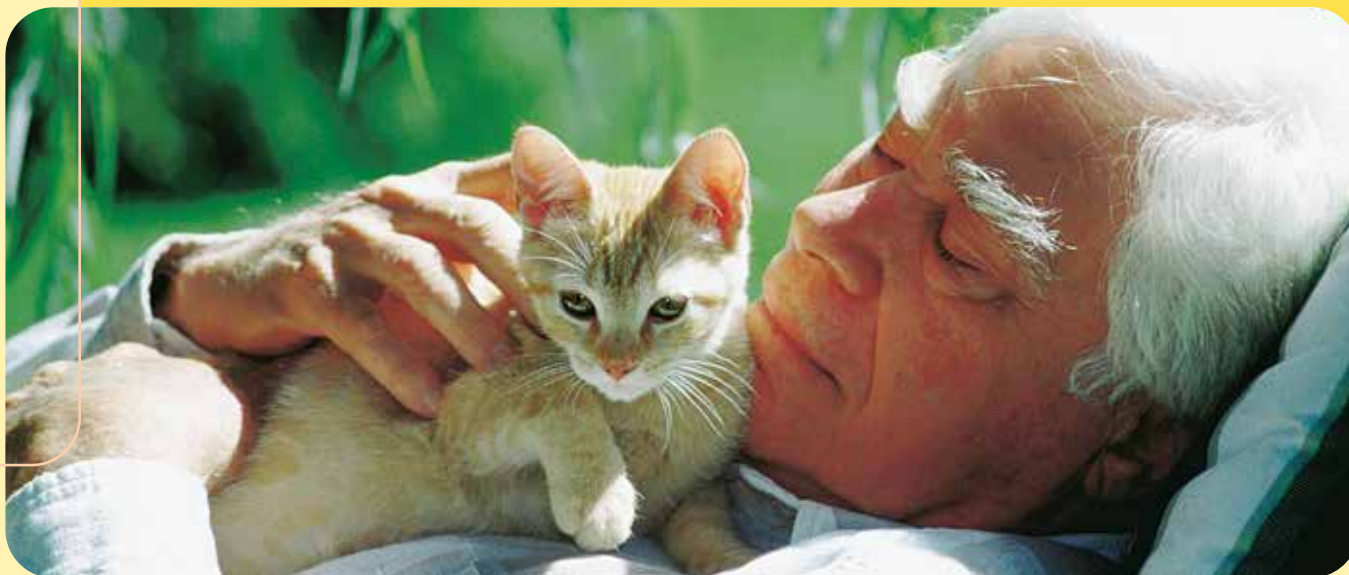
Die gesundheitsfördernde Wirkung von Tieren

Es ist seit alters bekannt, dass der Umgang mit einem Tier eine positive Wirkung auf die körperliche und seelische Befindlichkeit des Menschen ausübt. »Tiere tun dem Herzen wohl«, schrieb bereits der Dichter und Minnesänger Walther von der Vogelweide (um 1170 bis um 1230). Der gesundheitsfördernde Effekt der Mensch-Tier-Beziehung wurde in verschiedenen Studien nachgewiesen.

Die amerikanische Biologin Erika Friedmann verfolgte im Jahre 1977 während 12 Monaten den Krankheits- beziehungsweise Genesungsverlauf von Herzinfarktpatienten nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus. Anhand von Fragebogen ermittelte sie Informationen über das häusliche Leben der Patienten, über ihre Familie, die Zahl ihrer Kinder, die Qualität ihrer Ehe, der Wohnverhältnisse, Interessen und Hobbys. Eher beiläufig fragte sie auch, ob die Kranken ein Haustier besaßen, und wenn ja, welches. Die Analyse der Daten ergab das für die Forscher verblüffende und unerwartete Ergebnis: Heimtierbesitzer besaßen signifikant bessere Chancen, zu überleben und zu genesen, als Patienten ohne Haustier. Dies galt nicht nur für die Halter



von Hunden, die sich aufgrund der täglichen Spaziergänge mehr bewegten als andere, sondern es galt auch für die Besitzer von Tieren, deren Betreuung keiner erhöhten körperlichen Aktivität bedarf. Eine Erklärung für diese Tatsache fanden Friedmann und ihre Kollegen erst Jahre später nach einer Reihe von Experimenten, in denen sie den Effekt von Tieren auf den menschlichen Organismus systematisch untersuchten. Ihre Versuche machten offenbar: Das Betrachten und vor allem das Streicheln von Tieren hat eine beruhigende, stressabbauende Wirkung; es senkt Blutdruck und Herzfrequenz. Diese Ergebnisse wurden später von anderen Wissenschaftlern bestätigt. In einer australischen Studie von 1992 belegen Anderson, Reid und Jennings, dass Tierbesitzer geringere gesundheitliche



Risikofaktoren (erhöhte Blutfettwerte und erhöhten Blutdruck) aufweisen und seltener an einem Herz-Kreislauf-Leiden erkranken.

Zu diesen Ergebnissen gilt es wiederum eine Anmerkung zu machen: Menschen müssen kein Haustierbesitzer sein, um gesund zu sein; eine unter allen Umständen geltende Korrelation zwischen Gesundheit, Zufriedenheit und einem Haustier gibt es nicht. Was man heute weiss, ist: Für das Wohlbefinden sowie für den Verlauf einer Genesung ist es von grosser Bedeutung, in *was für Beziehungen* ein Mensch lebt. Als entscheidend erweist sich hier das Verhältnis zum Mitmenschen; von besonderem Wert sind eine harmonische Partnerschaft beziehungsweise Mitmenschen, von denen man sich verstanden und geliebt fühlt. Wer dagegen mit seiner Umgebung in ständigem Streit lebt, wer sich dauernd über andere ärgert und aufregt, schafft durch diese negativen Gefühle ein Klima, das seiner seelischen und körperlichen Gesundheit abträglich ist. Die heilsame Wirkung von Tieren wird daher vor allem da relevant, wo es an zwischenmenschlicher Wärme und Liebe mangelt oder wo Menschen einsam sind.

Im Jahre 1990 ging *Judith Siegel*, Gesundheitswissenschaftlerin der Universität von Los Angeles, dem Zusammenwirken sozialer,

körperlicher und seelischer Effekte nach. Sie beobachtete, dass

- ältere Menschen, die ein Heimtier besitzen, in Belastungssituationen seltener einen Arzt aufsuchen als Senioren ohne Tier
- Tierhalter weniger Medikamente einnehmen, wenn sie an leichten Erkrankungen, wie beispielsweise Erkältungen, leiden.

Judith Siegel erklärt diesen Befund in erster Linie als Folge sozialer und psychischer Prozesse: Alte Menschen, die mit einem Tier zusammenleben, fühlen sich seltener einsam. Sie spüren mehr Sicherheit, geniessen die liebevolle Nähe des Tieres und geraten dadurch seltener in eine depressive Stimmung.

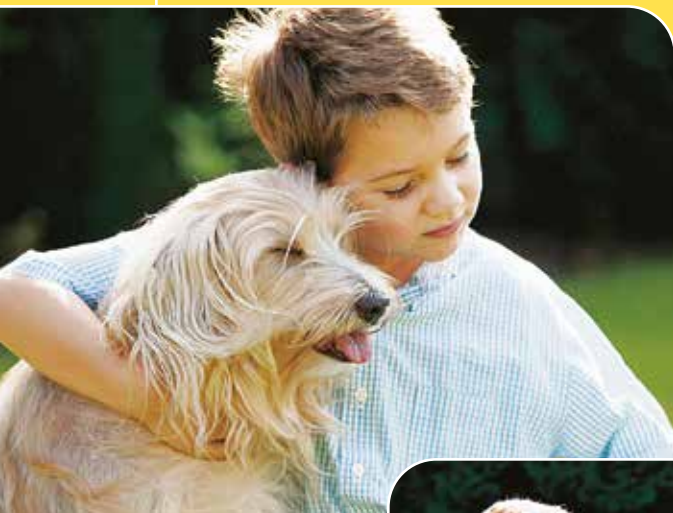
Welch grosse Rolle das seelische Empfinden spielt beziehungsweise wie sehr es auch körperliche Funktionen beeinflussen und die körperliche Befindlichkeit prägen kann, dokumentiert der folgende, von Bercovitch notierte Fall. Sie berichtet von einem australischen Piloten, der an einer seltenen Form von Krebs litt. Der Mann musste mehrere schwere Operationen über sich ergehen lassen, die grosse Narben hinterliessen und seinen Lebenswillen schwächten. Nach einer erneuten Operation riet ihm ein befreundeter Tierarzt, er solle doch zur Ablenkung und Freude ein Tier zu sich nehmen. Der

Tierarzt brachte ihm in der Folge ein winziges Flughörnchenbaby, das aus dem Nest gefallen und am Vortag in seine Praxis gebracht worden war. Das Tierchen kam in einer mit Watte gefüllten Streichholzschachtel zum Patienten, der es mit einer Nährlösung und mit Puppenfläschchen grosszog. Das Hörnchen sah allerliebste aus: Seine Augen waren riesig und nach aussen gewölbt, als trage es eine Fliegerbrille. Schon bald lernte es, in unglaublicher Geschwindigkeit durch die Zimmer zu fliegen und die Räumlichkeiten in alle Ecken vom Boden bis zur Decke zu erkunden. Die täglichen Flugübungen und Kapriolen des kleinen Geschöpfes sorgten beim Patienten für überaus grosse Heiterkeit und brachten ihn mehrmals täglich zu herzhaftem Lachen. Er erholte sich zusehends, und seine Ärzte waren erstaunt, wie schnell und gut diesmal seine Wunden vernarben. Die einzige Erklärung, die er hierfür angeben konnte, waren die gute Laune und die warmen, herzlichen Gefühle, die er im Zusammensein mit seinem Tierchen entwickelte.

Tiere können noch auf eine weitere Weise heilsam wirken. Manche Haustierbesitzer machen die Erfahrung, dass die unmittelbare Nähe beziehungsweise der Körperkontakt mit ihrer Katze oder ihrem Hund eine schmerzlindernde Kraft ausüben kann. Eine 55-jährige Frau,

Interaktionen mit Tieren können sozial-emotionale, motorische oder kognitive Bereiche fördern. Dies trifft indes nicht nur auf Kinder zu. So werden Tiere seit einigen Jahren als Co-Therapeuten namentlich in der Psycho-, Physio- und Ergotherapie eingesetzt. Ein Tier hat in der Therapie auch 'Eisbrecherfunktion': Es hilft dem Therapeuten, Zugang zum Patienten zu finden.

Hingebungsvolle Beschäftigung mit dem Tier



die an einem Bandscheibenschaden leidet, berichtet von dieser Beobachtung:

»Wenn meine Rückenschmerzen zu stark werden, lege ich mich hin. In solchen Situationen erlebe ich es als sehr wohltuend, wenn mein Perserkater zu mir kommt und sich in seiner ganzen stattlichen Länge an meinen Rücken legt. Er strahlt eine wunderbare Wärme aus. Es ist eine ganz andere Wärme als diejenige eines Heizkissens oder einer Bettflasche. Die Ausstrahlung des Katers empfinde ich als heilend und schmerzlindernd; sie verschafft mir wirklich Erleichterung.«

Aufgrund der vielen positiven Effekte des Umganges mit Tieren wird seit Jahren darüber diskutiert, inwieweit auch in Altersheimen

und Pflegeeinrichtungen ein Kontakt zu Tieren ermöglicht werden soll. Das Kuratorium Deutsche Altershilfe beispielsweise plädiert für die Tierhaltung in solchen Institutionen. Es beruft sich unter anderem auf eine Untersuchung in Altersheimen, die vom Institut für Psychologie der Universität Erlangen-Nürnberg ausgewertet wurde. Diese zeigt, wie beispielsweise Wellensittiche Abwechslung und Schwung in den Heimalltag bringen, für gute Laune und Gesprächsstoff sorgen. Im Dezember 2003 veröffentlichte das deutsche Robert-Koch-Institut im Auftrag des Bundes einen Bericht, der über die Chancen und Risiken der Heimtierhaltung orientiert. Die Wissenschaftler kommen darin zum Schluss:

»Wägt man Risiken [Infektionsgefahren, Unfallgefahren, Allergien] und Nutzen gegeneinander ab, ist der positive Einfluss auf das Wohlbefinden durch Heimtierhaltung eindeutig höher zu bewerten. Daher ist es sinnvoll, die private Tierhaltung zu ermöglichen und Tiere unter definierten Bedingungen auch in Pflegeeinrichtungen und Krankenhäusern zuzulassen.«

Tiergestützte Therapien

In der Psychiatrie kennt man die heilsame Wirkung von Tieren schon seit längerer Zeit. Eines der ersten Zeugnisse für das bewusste Einsetzen von Tieren bei der Behandlung von seelisch kranken Menschen stammt aus dem 18. Jahrhundert: Der englische Quäker William Tuke vertrat in der Nervenklinik York Retreat die Überzeugung, dass Patienten nur gesunden könnten,

wenn sie sich wohl fühlten. Aus diesem Grund gehörte zur Anstalt auch ein Garten mit vielen Tieren, die von den Patienten betreut und versorgt werden durften. In Deutschland war es die Anstalt *Bethel* bei Bielefeld, die 100 Jahre nach Tuke Tiere zur Beruhigung und Beschäftigung von Epileptikern und anderen psychisch kranken Patienten heranzog.

Eine wissenschaftliche Ergründung der Wirkung von Tieren und vor allem ihre gezielte Nutzung in der Psychotherapie gibt es jedoch erst seit einigen Jahrzehnten. Ins Rollen gebracht wurde die Forschung durch den amerikanischen Kinderpsychiater *Boris Levinson*. Er entdeckte, dass die Gegenwart eines Tieres helfen kann, den Zugang zu einem kleinen Patienten zu finden. Levinson berichtet im Jahre 1962 über sein damaliges Erlebnis:

»Es ist jetzt gerade acht Jahre her, als ein Junge, der über Jahre ohne Erfolg von anderen Therapeuten behandelt worden war, von seinen verzweifelten Eltern zu mir gebracht wurde. Weil dieses Kind sich immer weiter in sich zurückzog, hatte man den Eltern die Unterbringung in einem Heim für psychisch gestörte Kinder angeraten. Ich zögerte sehr, den Fall zu übernehmen, aber ich stimmte immerhin zu, das Kind für ein diagnostisches Gespräch zu mir zu bitten. Wie der glückliche Zufall es wollte, kamen die völlig verstörten Eltern mit ihrem Kind eine Stunde zu früh zum Termin. Ich sass vertieft in meine Arbeit am Schreibtisch. Mein Hund lag zu meinen Füßen wie immer, wenn keine Patienten da waren. Ich empfang die Familie sofort und vergass meinen Hund. Der lief, ohne zu zögern, auf das Kind zu, begrüßte es stürmisch und leckte ihm das Gesicht. Zu meiner Überraschung zeigte das Kind keine Angst, sondern kuschelte sich eng an den Hund und streichelte ihn. Die Eltern versuchten, die beiden zu trennen, aber ich gab ihnen ein Zeichen, das Kind in Ruhe zu lassen. Nach einiger Zeit fragte das Kind, ob der Hund mit allen Kindern spielen dürfe, die zu mir kämen. Als ich Ja sagte, meinte der Junge, dann wolle er wiederkommen und mit dem Hund spielen.«

Levinson übernahm die Behandlung des Kindes und liess es in den nächsten Sitzungen allein mit *Jingles*, einem Golden Retriever, spielen. Levinson begnügte sich mit der Rolle des unbeteiligten Beobachters und hoffte, mit der Zeit über den Hund das Vertrauen des Kindes zu gewinnen. In der Tat übertrug der Junge seine Zuneigung zum Hund bald auf dessen Herrn und liess diesen am gemeinsamen Spiel teilhaben. Nach und nach gewann der Psychiater Einfluss auf den Jungen, und schliesslich wurde das Kind, das sich zuvor allen anderen Behandlungsversuchen widersetzt hatte, für konventionelle therapeutische Massnahmen zugänglich.

Nach dieser Erfahrung liess Levinson auch seine anderen Patienten, sofern sie dies wollten, mit dem Hund in Kontakt kommen. Sie durften ihn streicheln und füttern, mit ihm herumtollen oder ihn an der Leine führen. Die Kinder kamen *Jingles* zuliebe zur Sitzung, und der Arzt zog Gewinn aus der heiteren Stimmung in seiner Praxis.

Seit Levinsons Erfahrungen mit *Jingles* werden Tiere heute auf eine vielfältige Art und Weise als Co-Therapeuten eingesetzt. In erster Linie sind es Physio-, Ergo-, Psychotherapeuten sowie Logopäden, die tiergestützt arbeiten. Unter »tiergestützter Therapie« versteht man gezielte Interventionen im Rahmen eines therapeutischen Konzepts, die Tiere einbeziehen. Bei dieser Form der Therapie werden im Vorfeld für jeden Patienten genaue Zielsetzungen ausgearbeitet und die Fortschritte gemessen und dokumentiert.

Ein Beispiel für tiergestützte Therapie ist die Arbeit der deutschen Ergotherapeutin *Petra-Kristin Petermann*. Sie behandelt Kinder mit Aufmerksamkeits- und Konzentrationsproblemen, mit Schwächen in der sensomotorischen Koordination, hyperaktive Kinder oder auch solche mit einem sehr niedrigen Aktivationsniveau. Petermann lässt die Kinder mit der Hündin *Kea* Übungen in einem Agility-Parcours absolvieren. Agility ist eine Sportart, bei der der Hund, durch Stimme

und Handzeichen vom Hundeführer dirigiert, verschiedene Hindernisse (Reifen, Tunnel, Hürden, Laufsteg, Wand usw.) in vorgegebener Reihenfolge und auf Zeit überwindet. Der Hundeführer darf weder den Hund noch die Hindernisse berühren. Die Kinder müssen bei diesen Übungen ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Hündin richten, sie müssen *Kea* begleiten, ihr zur rechten Zeit die adäquaten Kommandos oder Belohnungen geben. Der bereits erwähnte Dozent am Institut für soziales Lernen mit Tieren, *Erhard Olbrich*, schreibt über *Petermanns* Arbeit:

»Es ist faszinierend zu sehen, wie selbstverständlich Kea bei dieser Aufgabe die Aufmerksamkeit der Kinder erhält. Es ist faszinierend zu sehen, wie Kinder, die ohne die Hündin ihren momentanen Impulsen nachgeben würden, oder andere, die ohne die Hündin dösen oder Clownerien produzieren würden, jetzt aufmerksam, gezielt, sensomotorisch gut koordiniert mit dem Tier arbeiten. Sie unterweisen die Hündin und lernen dabei nicht nur, den Agility-Parcours zu absolvieren. Sie lernen wohlkoordiniertes und bezogenes Verhalten, sie erfahren, dass sie etwas bewirken können, nicht immer nur diejenigen sind, die mit ihren Problemen hinter den Gleichaltrigen zurückstehen, sondern dass sie mit dem Hund etwas Bedeutsames gestalten, und sie erfahren eine kontinuierliche Rückmeldung und Bestätigung.«

Mit Tieren in die Gesellschaft zurückfinden

Die positiven Effekte der Mensch-Tier-Beziehung nutzt man heute auch im Umgang mit traumatisierten oder schwer erziehbaren Kindern und Jugendlichen. Eine der bewährtesten und international renommiertesten Einrichtungen, die Tiere in der Erziehung von Kindern einbeziehen, ist das Internat *Green Chimneys* in Brewster im US-Bundesstaat New York. Auf der Farm mit den grün gestrichenen Kaminen finden neben 35 Tagesschülern 102 Kinder mit den verschiedensten Störungen ein Zuhause. Die Kinder



kommen aus zerrütteten Verhältnissen und sind beim Eintritt in das Internat zwischen 6 und 12 Jahre alt. Ihre Lebensgeschichten sind geprägt durch Vernachlässigung, physischen oder emotionalen Missbrauch als Opfer oder auch als Täter. Ein grosses Team, bestehend aus Psychologen, Medizinerinnen, Sozialarbeitern, Lehrern und freiwilligen Mentoren, sorgt für eine ausgewogene Kombination von tiergestützter Therapie mit traditioneller Therapie und Erziehung sowie einer intensiven menschlichen Betreuung und Anleitung.

Auf der Farm leben über 380 Tiere, sowohl Haustiere wie Hunde, Ziegen, Schafe, Kühe, Pferde, Hühner, Kaninchen, Gänse, Lamas, Esel, ein Leguan usw. als auch Wildtiere. Zum Programm der Schule gehört, dass den emotional traumatisierten Kindern die Pflege und die Verantwortung für das Wohl eines geeigneten Tieres anvertraut wird. Auf diese Weise sollen die Kinder wieder lernen, eine Beziehung zu einem Lebewesen einzugehen. Das Ziel besteht darin, dass sie über ihre Liebe zum Tier auch wieder zu einer Beziehung zum Menschen fähig werden.

Die Farm beherbergt auch ein staatlich anerkanntes Rehabilitationszentrum für verletzte Wildtiere. Den Kindern wird gezeigt, wie sie die verwundeten

Truthähne, Wildgänse, Eulen oder Falken pflegen oder wie sie verlassene Jungtiere wie Rehkitze und Jungvögel aufpäppeln können. Viele Tiere werden Green Chimneys von Tierschutzorganisationen übergeben. Es sind Haustiere, die misshandelt wurden und die nun der besonderen Liebe und Zuwendung bedürfen. Gerade die Pflege der verletzten oder geschundenen Tiere ist für die Kinder und Jugendlichen eine tiefgreifende Erfahrung: Sie, die grossenteils selber verletzt wurden, dürfen hier erleben, wie die Tiere mit ihrer Hilfe und Aufopferung gesunden. Den Kindern wird so vor Augen geführt, welche Macht in der liebenden Fürsorge liegt. Ihnen wird auf diese Weise die Zuversicht vermittelt, dass auch sie gesunden und ihren Weg im Leben finden werden. Ein besonders bewegendes Erlebnis ist

es, wenn ein Kind, das Green Chimneys verlässt, als Symbol eines der geheilten Wildtiere wieder in die Freiheit entlassen darf.

Resozialisierung von Straftätern

Ein weiterer Bereich, in dem heute die positiven Effekte der Mensch-Tier-Beziehung genutzt werden, ist der Strafvollzug. Die diesbezüglichen Erfahrungen stammen insbesondere aus den USA, Grossbritannien, den Niederlanden und Dänemark. Wo den Straftätern das Halten von Tieren erlaubt wird, berichten Fachleute von einer deutlichen Abnahme von Gewalttaten gegenüber anderen Insassen und Wärtern, von einem Rückgang der medikamentösen Behandlung und der Suizide. Tiere wirken auch im Gefängnis als soziale Katalysatoren: Die Häftlinge finden über den Umgang mit dem

Tiere werden vor allem von älteren Menschen als eine wichtige Stütze im Alltag empfunden. Ein Heimtier kann fehlende menschliche Nähe ersetzen und das Bedürfnis nach Zärtlichkeit erfüllen. Ein Tier fördert auch soziale Kontakte. Der Engländer Peter Messent und seine Kollegen beobachteten 1983 im Londoner Hydepark Spaziergänger ohne und mit Hundebegleitung. Dieselben Menschen, die ohne Hund unbeachtet und unangesprochen ihres Weges gingen, wurden mit Hund häufig angelächelt und freundlich gegrüsst; ab und zu entspann sich sogar ein Gespräch. Dabei wurde niemals der Hundebesitzer sofort selbst adressiert, sondern das Wort wurde zunächst an den Hund gerichtet, dann erst an den zugehörigen Herrn.

Frau mit ihrem Papagei, Bahia, Brasilien
Innige Umarmung

Tier wieder zum Kontakt zum Mitmenschen. Die Pflege der Tiere regt die Gefangenen zu gemeinsamen Aktionen und Gesprächen an. Die Fürsorge für das eigene Tier fördert auch höhere Gefühle und Gedanken. In einem Film aus dem Jahre 1979, der die Resozialisierungseffekte von Tieren bei Straffälligen beleuchtet, äussert sich ein mehrfacher Mörder über seinen Wellensittich:

»Das ist mein erster Freund. Ich liebe ihn, und er liebt mich. Ich habe nicht gewusst, was Liebe ist, bevor ich ihn bekam.«

Ein besonders erwähnenswertes Projekt entstand 1981 in einem Hochsicherheitsgefängnis für Frauen im US-Bundesstaat Washington. Im Rahmen des *Prison Pet Partnership Program* wird den Insassinnen die Möglichkeit geboten, während ihrer Haftzeit Hunde zu Blinden-, Gehörlosen- und Körperbehindertenhunden auszubilden. Das Training mit den Hunden hilft den inhaftierten Frauen ein neues Selbst- und Weltbild aufzubauen. Sonja Gusella, Sozialarbeiterin und Dozentin der berufsbegleitenden Weiterbildung »Tiergestützte Pädagogik/Therapie« am Institut für soziales Lernen mit Tieren in Wedemark bei Hannover, hat das Gefängnis im Vorfeld ihrer Diplomarbeit zum Thema Resozialisation mit Tieren besucht und kennen gelernt. Sie berichtet:

»Viele der inhaftierten Frauen haben in ihrem bisherigen Leben mit Menschen meist negative Erfahrungen gemacht. Sie sind aufgrund dessen häufig nicht mehr in der Lage, eine

positive Beziehung zu Menschen einzugehen. Hier werden die Hunde, die den Frauen ihre uneingeschränkte Zuneigung schenken, zum ersten Bezugsobjekt beim Schritt in ein neues Leben. Die Hunde bewerten nicht mit menschlichen Massstäben. Für sie spielt es keine Rolle, dass ihre Traineerinnen Straftaten begangen haben. Sie geniessen die Streicheleinheiten und die Fürsorge der Insassinnen und belohnen diese durch ihre Zuneigung. Durch diese Zuneigung beginnen die Frauen langsam, sich selbst wieder als lebenswert zu empfinden. Dies versetzt sie langfristig in die Lage, nicht nur zu den Hunden eine Beziehung aufzubauen, sondern darüber hinaus auch zu ihren Mitmenschen. Die Hunde werden hier zum wichtigen Resozialisierungsfaktor. Sie fördern den Kontakt und die Kommunikation zu Mitgefangenen, Anstaltspersonal, den behinderten Menschen, die einen Hund aus dem *Prison Pet Partnership Program* erhalten, und nicht zuletzt auch zu den freiwilligen Helfern, die die Hunde ausserhalb des Gefängnisses an Alltagssituationen heranzuführen. Die Hunde öffnen damit einen Kanal zur Welt ausserhalb des Gefängnisses. So findet bereits während der Haft eine Reintegration der Insassinnen in die Gesellschaft statt.«

Die angeführten Beispiele zeigen die unschätzbare Bereicherung, die wir Menschen im Umgang mit Tieren erleben dürfen. In diesem Artikel konnten nur einzelne Aspekte der Mensch-Tier-Beziehung beleuchtet werden. Jedermann wird wieder anderes nennen, wenn er beschreiben soll, was ihn in der Beziehung zum Tier, sei es zu einem eigenen Haustier

oder sei es zu freilebenden Tieren, speziell anspricht und bewegt.

Was in diesem Artikel nicht zur Sprache kam, ist die Frage nach dem Wohl der Tiere: Was bringt ihnen das enge Verhältnis zum Menschen? Welchen Nutzen haben sie von dieser Beziehung? Dieser Frage soll in einem nächsten Beitrag nachgegangen werden. ☹

Bildquellen

S. 32: Keystone Deutschland. Übrige Bilder und S. 3 Mitte: Corbis.

Literatur

Andrea Beetz, Bindung als Basis sozialer und emotionaler Kompetenzen, in: Menschen brauchen Tiere, Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie, Stuttgart 2003. Green Chimneys – ein Vorbild für tiergestützte Therapie mit Kindern und Jugendlichen, in: Menschen brauchen Tiere, a. a. O. Pascale Noa Bercovitch, Die Botschaft der Tiere, München 2001. Reinhold Bergler, Gesund durch Heimtiere, Beiträge zur Prävention und Therapie gesundheitlicher und seelischer Risikofaktoren, Köln 2000; Warum Kinder Tiere brauchen, Freiburg im Br. 1994. Ein Plädoyer für die Tierhaltung in Alten- und Pflegeheimen, Kuratorium Deutsche Altershilfe (Hg.), <http://www.mensch-heimtier.de/KDABroschue.pdf>. Nienke Endenburg, Der Einfluss von Tieren auf die Frühentwicklung von Kindern als Voraussetzung für tiergestützte Psychotherapie, in: Menschen brauchen Tiere, a. a. O. Sylvia Greiffenhagen, Tiere als Therapie, München 1991. Sonja Gusella, Forensische Resozialisation mit Tieren, in: Menschen brauchen Tiere, a. a. O. Heimtierhaltung – Chancen und Risiken für die Gesundheit, Robert Koch Institut (Hg.), Statistisches Bundesamt, Gesundheitsberichterstattung des Bundes, Heft 19, <http://www.rki.de/GBE/HEFTE/HEIMTIER/HEIMTIER.PDF>. Kurt Kotrschal, Brita Ortbauer, Kurzeinflüsse von Hunden auf das Sozialverhalten von Grundschulern, in: Menschen brauchen Tiere, a. a. O. Erhard Olbrich, Carola Otterstedt (Hg.), Menschen brauchen Tiere, Grundlagen und Praxis der tiergestützten Pädagogik und Therapie, Stuttgart 2003. Erhard Olbrich, Biophilie: Die archaischen Wurzeln der Mensch-Tier-Beziehung, in: Menschen brauchen Tiere, a. a. O. Andreas Schwarzkopf, Erhard Olbrich, Lernen mit Tieren, in: Menschen brauchen Tiere, a. a. O. Carola Otterstedt, Tiere als therapeutische Begleiter, Stuttgart 2001. James Serpell, Das Tier und wir; eine Beziehungsstudie, Rüschlikon-Zürich 1990. Stefan Scheytt, Hilfslehrer Hund, in: Die Zeit, Wissen 24/2002: http://www.zeit.de/2002/24/Hochschule/200224_p-schulhund.html. Dennis C. Turner, Die Mensch-Katze-Beziehung, Ethologische und psychologische Aspekte, Stuttgart 1995.